



3. März 2022

Wir alle sind Zürich

Rede von Regierungspräsidentin Jacqueline Fehr anlässlich der Abschlussfeier ihres Präsidentschaftsjahres

Liebe Anwesende

Wer sind wir?

Sie, du, ich?

Alt? Gesund? Muslim? Hetero? Arm? Jung? Automobilist? So wie die meisten halt? Atheistin? Geflüchtet? Krank? Bi? Gehbehindert? Reich? Jüdisch? Urban? Velofahrerin?

Was von all diesen Eigenschaften ist wichtig? Was macht uns aus?

Wer nimmt was von uns wahr? In welcher Box landen wir? Wo fühlen wir uns zugehörig?

In unserem Film, den wir eben gesehen haben, wir nennen ihn «Ich, du – wir alle sind Zürich», stecken wir die Menschen in Boxen – zugeordnet nach offensichtlichen Merkmalen. Doch bald schon erkennen wir: Keine Box passt.

So leben wir heute. Ohne auf äussere Merkmale zu achten. Im Idealfall. Oder wir bemühen uns jedenfalls.

Alle sollen dazugehören. Menschen sind Menschen, egal wie sie sind. So halten es die demokratischen Verfassungen fest, und so ist es unser gesellschaftlicher Konsens.

Die Box zu verlassen und sich zu anderen Menschen zu gesellen, war im Film einfach. In der Realität ist es schon deutlich schwieriger. Filterblasen, Bubbles, Szenen – oder wie wir den Milieus auch immer sagen: Wir laufen Gefahr, einander aus den Augen zu verlieren. Uns gegenseitig nicht mehr zu kennen. Uns Bilder voneinander zu machen, statt uns die Geschichten unserer unterschiedlichen Leben anzuhören.

Der Weg zu Vorurteilen ist kurz. Hätten Sie bei der Suche nach einem Autoposer an eine junge Fussballerin gedacht? Oder bei der Frage nach Schönheitsoperationen ausschliesslich zwei junge Männer erwartet?

Wir allen haben unsere Skripts. Wir tragen sie gleichermassen in Kopf, Bauch und Herz. Geschrieben durch Erfahrung, Erwartung und viele unreflektierte Bilder. Diese Skripts, diese Drehbücher unseres Lebens, sind für uns rasch mal «die Normalität». Klar doch: So sind die Menschen halt.



Normalität gibt Sicherheit. Ich bin normal heisst, ich gehöre dazu.

Normalität schafft aber auch Ausgrenzung und Ausschluss. Für alle, die nicht dieser Norm entsprechen.

Und davon, meine Damen und Herren, handelt das Theaterstück, das im Herzen dieser Präsidentschaftsfeier steht. Vom Leben ausserhalb der Norm – bei uns in der Schweiz in den Jahrzehnten, wo alles so in Ordnung war.

Bis in die 80er Jahre des letzten Jahrhunderts wurden Menschen, die nicht der Norm entsprachen, weggesperrt, ausgegrenzt und ihrer Kindheit beraubt. Sie wurden zu Verbrecherinnen gemacht und in Haftanstalten untergebracht – als Jugendliche Seite an Seite mit Menschen, die zum Teil schwere Straftaten begangen hatten.

Weggesperrt wurden sie von Menschen in Machtpositionen – so wie viele hier in diesem Saal eine haben. Man fand das damals richtig. Bis auf wenige mahnende Stimmen blieben alle stumm oder schauten weg. Zeitgeist halt. Die Gesetze waren halt damals so.

Ja. Aber heute wissen wir: Die Gesetze waren damals falsch. Der Zeitgeist hat zugelassen, dass Tausende junge Menschen keinen Platz in der Gesellschaft fanden. Weil ihre Eltern arm waren, weil sie einen aufmüpfigen Charakter hatten, weil sie nicht den Vorstellungen ihrer Adoptiveltern entsprachen, weil sie Fahrende waren.

Die Gründe waren vielfältig. Das Bild einheitlich: Die Betroffenen konnten sich nicht wehren. Waren ohnmächtig. Stiessen sich die Köpfe wund an den Wänden der Behörden.

Ganz vergessen gingen die Schicksale nie. Immer wieder waren sie Gegenstand von Büchern, Aufarbeitungen, Fotoausstellungen (Carl Albert Loosli, Arthur Honegger, Lotty Wohlwend, Paul Senn). Doch kaum jemand nahm Notiz davon.

In diesem Jahrtausend dann endlich die Wende. Zuerst gelang es bei den Kindern der Landstrasse, dann bei den Administrativ Versorgten und endlich überhaupt bei allen Betroffenen, ohne Unterscheidung nach Heim- und Verdingkinder, Zwangsadoptierten, Fahrenden, Administrativ Versorgten, Zwangssterilisierten oder Opfern von Medikamentenversuchen. Man schuf dafür den Begriff «Betroffene von Fürsorgerischen Zwangsmassnahmen».

Nichts – nicht die Mutterschaftsversicherung, nicht die Krippenfinanzierung, nicht die Drogenpolitik und nicht die Einheitskasse – ja, nichts hat mich politisch so beschäftigt, wie mein jahrelanger Kampf um die politische Anerkennung dieses Unrechts.

Auf nichts bin ich politisch so stolz wie auf unseren gemeinsamen Kampf für die Wiedergutmachung dieser lebenszerstörenden Geschehnisse.

Und nichts rührt mich nach wie vor so zu Tränen wie die Erinnerungen an die Entschuldigungsanlässe – der erste für die Administrativ Versorgten im Schloss der Strafanstalt Hindelbank und der zweite im Casino Bern für alle Betroffene der Fürsorgerischen Zwangsmassnahmen.

Zuerst waren wir ganz wenige: Eine Gruppe betroffener Frauen und ich. Jede Session lud ich sie nach Bern ein. Mitten ins Heiligtum des Bundeshauses, in die Wandelhalle. Sichtbar. Unübersehbar. Und bald auch unüberhörbar.



Ja, liebe Betroffene, die ihr im Saal sitzt. Ihr habt es geschafft. Ihr habt uns dazu gebracht, dass wir Verantwortung für das Handeln früherer Verantwortungsträgerinnen und -träger übernommen haben.

Danke!

Danke für euren Mut, euren Kampf und eure Beharrlichkeit. Ihr habt uns zu einer ehrlicheren Gesellschaft gemacht.

Aber nicht nur das. Ursula Biondi, eine der ganz grossen Pionierinnen, hat mir auf die Frage, was ihr in diesem Kampf besonders wichtig sei, gesagt: «Was mir wiederfahren ist, kann nicht ungeschehen gemacht werden. Aber wenn ich für eine Wiedergutmachung kämpfe, trage ich vielleicht dazu bei, dass solches nicht wieder geschieht.»

Diesen Faden möchte ich aufnehmen. Hier im Theater Winterthur sitzen heute viele Menschen in Positionen, denen wir jetzt dann gleich im Stück begegnen.

Stellen wir uns, die wir heute in einer Machtposition sind – sei es in der Politik, in einer Behörde, in der Kirche, in der Verwaltung oder in den Medien – nach dem Stück drei Fragen:

1. Nutze ich die Spielräume, die mir offenstehen, zugunsten der Menschen?
2. Haben wir die richtigen Gesetze?
3. Tue ich heute etwas, für das sich allenfalls jemand in ein paar Jahrzehnten entschuldigen muss?

Meine Damen und Herren

Es gibt etwas, das ganz gewiss uns alle verbindet. Es ist die Verantwortung. Die Verantwortung für unser eigenes Handeln. Die Verantwortung für die Gestaltung der gesellschaftlichen Spielregeln und Normen. Die Verantwortung für die kritische Auseinandersetzung mit dem, was wir als normal annehmen.

Egal wie schwierig die Situation ist. Egal was der Zeitgeist oder heute der Mainstream sagt. Egal wie viele Fehler wir eingestehen müssen: Wenn wir merken, dass wir auf dem falschen Weg sind, müssen wir umkehren und einen neuen suchen.

Wenn es uns braucht, müssen wir hinstehen. Und wenn die Lösung von anderen kommt, müssen wir Platz machen.

Lob mag es dafür wenig geben – schon gar nicht Wählerstimmen. Aber stattdessen machen wir das, was im Leben viel wichtiger ist: Wir machen einen Unterschied. Für die jeweils betroffenen Menschen.

So wie die junge Mitarbeiterin auf der Jugendanwaltschaft Horgen ganz am Schluss des Stücks.

Vorhang auf.